

Lucius Shepard
Endstation Louisiana

Aus dem Amerikanischen von
Joachim Körber

**PHANTASIA
PAPERBACK
HORROR**

Phantasia Paperback – Horror
Band 3006

1. Auflage – Januar 2006

Titel der Originalausgabe:

Louisiana Breakdown

Copyright © 2003 by Lucius Shepard

Published by arrangement with the author

c/o Literarische Agentur Fritz & Fritz, Zürich

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt die Edition Phantasia, Körber & Kohnle GbR, Bellheim. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© der deutschen Ausgabe 2006 bei Edition Phantasia, Bellheim

Umschlagbild: Kerstin Enderlein

Satz, Layout: Edition Phantasia

Gesamtherstellung: TZ-Verlag & Print GmbH, Roßdorf

ISBN-10 3-937897-14-3

ISBN-13 978-3-937897-14-1

www.edition-phantasia.de

Vorwort

Ich bin nicht sicher, warum man mich gebeten hat, dieses Vorwort zu schreiben, da Lucius Shepard schon grandiose Storys wie »Delta Sly Honey« in *Twilight Zone* veröffentlichte, als ich noch ein junges Ding ohne irgendwelche Veröffentlichungen war. Mir kommt das so vor wie damals, als Barry Whitwam, der Schlagzeuger der Herman's Hermits, gebeten wurde, dieses großartige neue Album *Rubber Soul* vorzustellen. Es ist nicht nötig, daß ich Ihnen Lucius schmackhaft mache, aber da ich schon mal hier bin, will ich versuchen, ein paar halbwegs vernünftige Worte über *Endstation Louisiana* zu sagen, bevor ich Sie dem Buch überlasse.

Ein Freund aus der Gegend und ich haben uns kürzlich über den größten Teil der Literatur lustig gemacht, die in New Orleans und dem Rest des südlichen Louisiana angesiedelt ist – zwei unterschiedliche Gegenden, die häufig von Schriftstellern verwechselt werden, die das French Quarter mit Cajuns bevölkern und Marie Laveau irgendwo bei Lafayette ansiedeln. Er schickte mir eine E-Mail über einen Tag im Leben einer typischen literarischen Figur aus New Orleans: »Er wacht in einem nicht klimatisierten, halbdunklen Zimmer auf (oder auf einem Hausboot ›im Bayou, wo zum Teufel das auch immer sein mag), zündet sich eine Zigarette an, bläst den Rauch zum Deckenventilator hoch und brummt über die unerträgliche Hitze vor sich hin ...« Ich schrieb zurück und erzählte von einem Kriminalroman, den ich gerade las, in dem die Heldin von einem schmiedeeisernen Balkon fällt und in einer riesigen Krabbenpastete landet, und beendete die E-Mail mit: »Bleib dran, Boudreaux steht vor der Tür. Wir gehen zur Mardi-Gras-Parade. Hoffentlich hat er mir einen schönen Sack Krabben mitgebracht.«

Wenn man in einem Märchen lebt, wird man mit Klischees bombardiert. Im Süden von Louisiana ist einer unserer jämmerlichen Schutzmechanismen dagegen, daß wir schneller mit garstigerem Spott bei der Hand sind als jeder Auswärtige, uns über unsere altmodischen korrupten Politiker lustig machen und damit prahlen, daß wir die Mörderhauptstadt Amerikas sind (ich glaube, New Orleans hat sich diesen fragwürdigen Titel 1993 verdient). Wie Miss Sedele Monroe, eine Figur aus *Endstation Louisiana*, darlegt: »New York, Los Angeles ... Omaha, wenn man unter die Oberfläche schaut, findet man überall den Wahnsinn. Der Unterschied zwischen Grail und dem Rest der Welt besteht nur darin, daß bei uns die Oberfläche schon seit ein paar hundert Jahren abgeschält wird. Bei uns ist sozusagen alles ganz deutlich zu sehen.«

Was lediglich beweist, daß ein anderer Schutzmechanismus schlichtweg darin besteht, aufrichtig über die Gegend zu schreiben, und das ist gar nicht so einfach. Ich schreibe seit 1986 darüber und habe mich noch nicht vollständig eingefunden. Normalerweise erzähle ich den Leuten immer, daß John Kennedy Tooles *Ignaz oder die Verschwörung der Idioten* das einzige ehrliche Buch ist, das jemals über New Orleans geschrieben wurde. In Wahrheit gibt es natürlich eine Handvoll Bücher, die die Magie der Gegend berühren, ohne dabei in Klischees zu ersaufen. *Endstation Louisiana* ist so ein Buch.

Speziell den Pantheismus im Süden von Louisiana fängt Lucius Shepard besser ein als jeder andere Autor, den ich gelesen habe. Aus den Göttern der amerikanischen Ureinwohner wurden Sumpfungeheuer, die katholischen Heiligen verschmolzen auf blutige Weise mit dem Voodoo-Pantheon, die Großen Alten kamen in einer Hinterzimmerkirche in der Claiborne Avenue unter, und wir beten immer noch zu allen und jedem, je nachdem, was am vielversprechendsten zu sein scheint. Einige der Figuren begreifen das, andere werden arglos davon in den Bann gezogen, aber alle sind davon betroffen. Und man stelle sich das alles jetzt mit der lyrisch-hartgesottenen Stimme von Lucius vor, wie eine Mischung zwischen Orpheus und Tom Waits, die ein »weißes, um

den Stamm einer Zypresse gebundenes Band« beschreibt oder von »diesem zichorienduftenden Nirgendwo« erzählt, und von vietnamesischen Neonbuchstaben, die man im Nebel erkennen kann, und Sie haben *Endstation Louisiana*. Also los doch – genießen Sie Ihre Ferien in Grail. Sie werden nicht viel verstehen, wenn Sie nicht von dort stammen, aber es wird Sie verändern, und das ist das Wichtigste, was wir von Reisen erwarten können.

Poppy Z. Brite
New Orleans
Juli 2002

22. Juni

Schon mal von diesem kleinen Ort unten in Louisiana gehört, diesem kleinen Nirgendwokaff am Golf namens Grail? Die haben eine Zuckerfabrik, die geschlossen wurde, und so gut wie leergefischte Gewässer. Zum Klappern dürre alte Männer mit Bruchbändern hören sich im Radio der Tankstelle Baseballübertragungen an, spucken Kautabak Marke Red Man aus und betrachten die Nummernschilder von Autos, die, auch wenn diese Männer das nie zugeben würden, auf dem Weg nach etwas Besserem durchbrettern, ohne auch nur abzubremesen. Das Geschäftsviertel besteht aus zwei Blocks in der Monroe Street. Geschäfte in zweistöckigen Häusern aus brüchigen Backsteinen, die auf Fotos der Jahrhundertwende neu waren. Verblaßte, auf die Fassaden gemalte Werbung preist Nähmaschinen und Kühlschränke aus den 1930er Jahren an, und die Fenster sind so staubig, daß Gott allein weiß, was dahinter verkauft wird. Rostige Autos und zerschrammte Pick-ups parken mit grauen Flecken von Bondo auf dem Kies, und »Ragin' Cajun«-Abziehbilder tupfen ihre Windschutzscheiben. Anglerladen, Bäckerei, Kramladen, alle mit Fassaden aus weißen Plastikpaneelen und Schildern mit schwarzen Klebebuchstaben und Preisen, deren Zahlen schieläugig gegeneinander hängen, an Stangen davor.

Fischerboote liegen an dem verwitterten Kai, der in einen Zipfel des Golfs hinausragt, jede Metallfläche von Rost überzogen, ein schmutziger blauer Fetzen ist wie eine Schärpe um einen Mast gebunden.

Kreosotgestank vom Pfahlwerk.

Schwefel und Benzin.

Ein Pelikan sitzt mit gespreizten Flügeln auf einem Ölfaß.

Es gibt genügend Bars, um eine doppelt so große Stadt für alle

Zeiten betrunken zu machen, und mehr als genug Betrunkene, die für Umsatz sorgen. Querstraßen mit aluminiumverkleideten Häusern, die teils kleiner sind als die Grabstätten, die man in New Orleans auf dem Friedhof St. Louis Number Two findet. Eine nach einem Footballspieler benannte Grundschule. Die Kirche The Assembly of God sieht wie eine weiße Armeekaserne aus, und daneben, durch einen ordentlichen grünen Rasen getrennt, St. Jude's, ein weißes Holzgebäude mit einem Eternitkirchturm, das aussieht, als müßte es Neu-England-Episkopal und nicht Römisch-Katholisch sein. Die Kirchgänger strömen heraus und begegnen einander auf dem Rasen, ein Synkretismus von Fegefeuer-schreiern und mystischen Animisten. Feiste Männer in karierten Jacketts, weißen Gürteln und pastellfarbenen Hosen unterhalten sich mit schlankeren Männern mit Elvis-Presley-Koteletten und schwarzen Anzügen über Immobilien und Golf. Frauen lächeln und drücken Handtaschen an die Taillen. Sonntägliche Gedanken gehen ihnen wie Bahnen von Ganganstoff durch die Köpfe.

Hinter den Backsteingebäuden werden die Geschäfte auf der Monroe spärlicher, man sieht Brachgrundstücke voller Unkraut dazwischen, kleine Palmen ragen auf, Hibiskusbüsche und ein paar verkrüppelte Eichen, auf dem Boden liegen Bierdosen und Kondome und vergilbte Zeitungen.

Crosson's Hardware, wo man alle Arten von Schußwaffen kaufen, Wetten setzen und dem Klan beitreten kann.

Joe Dill Immobilien, Joe Dill Maklerbüro, Joe Dill Bauunternehmen, alle im Dill Building untergebracht, zusammen mit einem Zahnarzt, einem Arzt, einem Buchhalter und der Unfallrettung der Stadt.

Polizeirevier, Barbier, Whitney Bank.

Eine vernagelte Spielhalle, eine kleine Hutschachtel aus Beton, bis zum Abwinken zugeklebt mit Postern und Plakaten, die für Revivals, Jahrmärkte, gescheiterte Politiker werben.

Dairy Queen.

Nachts sitzen die Kids im Licht des Fensters der KassiererIn auf Steinbänken davor, trinken Milchshakes oder lutschen das Soft-

eis mit dem Schnörkel obendrauf, während andere enge Kreise um das Gebäude fahren, die Motoren aufheulen lassen und die Radios laut aufdrehen. Kids von der Grail High School, die Grail Crusaders. Das Basketballteam hat es dieses Jahr in die staatliche Vorentscheidung geschafft, und alle waren richtig stolz. Sieht man aus der Ferne zu, hat man das Gefühl, daß da mehr los sein muß, als man mit bloßem Auge sieht, daß es sich um einen Norman-Rockwell-Alptraum handelt. Als wären die Kids von einer diabolischen Macht programmiert, als würden sie Latein rückwärts sprechen, als hielten sie nach den Feinden Satans Ausschau. Schwarze Silhouetten, die die Augen vor Scheinwerfern abschirmen und zu erkennen versuchen, wer in den Autos fährt. Ein Paar tanzt zu Heavy-Metal-Klängen aus einem Gettoblaster. Die Nachtfalter, die über ihren Köpfen kreisen, sind die Seelen der Verdammten.

Ein Streifenwagen im Leerlauf schnurrt an der Ecke gegenüber, rubinrote Zigarettenglut glüht hinter der Windschutzscheibe.

Schreie, ungestümes Gelächter, klirrendes Glas.

Zwei Schatten gehen hastig an Louisianne Hair Boutique, Dill's Liquors und Jolly's Lumber vorbei.

Im Schaufenster von Cutler's Lawn and Garden hängt ein riesiges Poster, winzige rote Traktoren und grüne Sämaschinen und gelbe Rasenmäher, die über perfektes Farmland fahren, das einer Öffnung in eine bessere Welt gleicht.

DIES IST JOHN-DEERE-LAND lautet die Überschrift darüber.

Das Gulfview Motel besteht aus sechs rosa Stuckhäuschen mit Giebeldächern und einem Vogelbad aus Gips vor dem Büro. Auf der anderen Straßenseite der Club Le Bon Chance, ein flaches Betongebäude mit Tätowierungen elektrischer Dixie-Bier-Reklameschilder in den schwarzen Fenstern und einem Neonschild, das wie zwei Würfel geformt ist, die ein Stück über das Dach kullern und von einer Vier und einer Drei zu einem Einserpasch wechseln. Der Parkplatz wird niemals leer, die Musik verstummt nie. Miss Sedele Monroe altert jeden Tag ab zwei Uhr nachmittags auf dem letzten Barhocker, bis etwas Aufregendes des Weges kommt,

das ihre rotschöpfige Seele mit mysteriösen Elixieren besänftigt. Grellste Gerüche ranken sich um ihr Leben. Es heißt, du hast nicht gelebt, wenn sie dir nicht mal an deinem Ding rumgespielt hat, aber achte ja darauf, daß sie dir nicht mit ihrem linken grünen Auge in deine schaut.

Presleys ursprünglicher Schlagzeuger, D. J. Fontana, spielt hin und wieder in dem Club. Er erzählt davon, wie sie in einem rosa Cadillac durch Louisiana gebrettert sind. Wie die Frauen waren, wie die Spießler sie aufschlitzen wollten. Die Leute kommen von überall her und gaffen ihn an wie eine heilige Reliquie. Er ist so alt, sagen sie zärtlich und schüchtern staunend. Er ist so alt.

Zwei Männer wurden jüngst getötet, einer neben dem Billardtisch niedergestochen, der andere auf dem Klo totgeschlagen.

Charlotte Slidell aus Golden Harvest, dreiundzwanzig, wurde an einem Aprilabend vor zwei Jahren hier zum letztenmal beim Tanzen gesehen.

Um diese Jahreszeit scheint es nach Einbruch der Dunkelheit immer heißer zu sein.

Die Sonnenuntergänge hier sind spektakulär. Arbeit gibt es keine, aber Patriotismus hat Hochkonjunktur. Man sagt, hier kann man prima Kinder großziehen. Solide Werte, saubere Luft. Die Kids können es kaum erwarten, bis sie weggehen können. Man könnte sich fragen, warum überhaupt jemand an so einem Ort bleiben möchte, der etwa dieselbe Existenzberechtigung hat wie eine Fliege, die um etwas kreist, das längst nicht mehr eßbar ist. Was läßt sie Jahr für Jahr Langeweile und Ärger mit der Sozialhilfe, Hurrikane und Hitze ertragen? Glaube, das ist die Antwort. Nicht zwangsläufig der Glaube an Gott, nicht in Amerika. So einfach ist das nicht. Diese Leute haben eine besondere Begabung für den Glauben. Sie haben gelernt, stets an das zu glauben, was eben notwendig ist, um die Illusion des Augenblicks aufrechtzuerhalten. Sie erzählen einem Geschichten über das Sumpfkind, über das Königreich des Guten Grauen Mannes, über Voodoo und Hoodoo und wie man es jedem antun kann, dem man möchte, wenn man nur genug Bares hat, um das alte Nanigoweib zu bezahlen,

das draußen in den Mangroven haust, wo Moskitos summen und Alligatoren bäuchlings ins schwarze Wasser springen. Jesus lebt. Aber auch Shango, Erzulie, Damballa und ein halbes Dutzend andere. Eine Heilige Jungfrau aus Plastik an die Wand getackert, und auf dem Altar darunter Papierherzen und zerbrochene Scheren und ein Armreif aus Ziegenhaaren. Ein weißes, um den Stamm einer Zypresse gebundenes Band. Einhundert rote brennende Kerzen auf einer Veranda. Die Gläubigen atmen leise. Flüstern die Worte. Sie lächeln, sie nicken. Die Mystik ist hier. Unausprechliche Stimmen sind zu hören. Die manifestierten anonymen Heiligen der Ausdauer. Dies ist das einzig wahre Zuhause. Ihnen ist gleich, ob du es glaubst. Sie wissen, sie wissen. Fremde können die Geheimnisse, die sie beherrschen, nicht begreifen.

Miss Nedra Hawkes, Orakel und Hellsehen.

Sicheln und Ankhs und siebenzackige Sterne.

Mit einem Geräusch wie Schrotkugeln, die Laub zerfetzen, weht ein plötzlicher Windstoß Sandkörner gegen die Fenster von Vida's Moonlight Diner, einem Eisenbahnwagen, der weiß gestrichen und rundum mit Bündeln leuchtend bunter Linien verziert wurde. *Veves*. Voodoozeichen.

Hinter dem Restaurant, am östlichen Stadtrand, führt ein von »shotgun cabins«, Wellblechhütten, gesäumter Feldweg zum Golfstrom. Shotgun Row. Da wohnen die Schwarzen, ein paar arme Weiße, andere Ausgestoßene; die Hütten verschmelzen mit Zypresen, Eichen, Sumpf. Jenseits des Feldwegs, jenseits der Stadtgrenze und der Müllhalde, jenseits der kurvenreichen Asphaltstraße zu dem Neubauviertel, wo der Großteil der soliden Bürger wohnt, verläuft ein Trampelpfad, der vom Highway aus kaum zu sehen ist. Ein von Zichoriensträuchern, wildem Bastard-Indigo und Farnen überwucherter Fußweg. Niemand geht jemals dorthin, keine Opfergaben, die milde stimmen sollen, werden dort hinterlassen. Kinder werden nicht davor gewarnt. Es ist kein böser, einfach nur ein vergessener Ort, oder ein Ort, den die Menschen vergessen wollen. Wenn du dort stehst, die Stare beobachtest, die in den hohen Ästen einer Eiche herumhüpfen, während schräge,

staubwirbelnde Lichtstrahlen die Baumkronen streifen, und Zwitschern und Tschilpen und das Krächzen der Frösche hörst, hast du das Gefühl, daß da draußen in den Schatten etwas lebt, da draußen bei den zweiköpfigen Echsen und den Albinofröschen und all den Mutationen durch Umweltverschmutzung, etwas Großes und Schweres und Langsames und Trauriges, keine Gefahr für irgendwen, nur für sich selbst, etwas, das verirrt und murmelnd durch den grünen Schatten streift, zwischen den Blättern herauslugt, sich duckt, wenn ein Auto vorbeifährt, und wieder in seinem Loch verschwindet. Aber ein Geheimnis ist hier zu spüren, ein mächtiges Geheimnis. Eine alte Spannung in der Luft. Aber wer kontrolliert sie, und wer wird von ihr kontrolliert? Das ist ein Geheimnis, das niemand ergründen mag.

Ein Band dunklen Wassers, das wie eine Ader in den angrenzenden Sumpf führt.

Der Wind macht einen Fluß daraus, die Bäume ächzen.

Spinnennetze beben, aber die Spinne ist nicht zu Hause. Mondlicht fließt wie eine silberne Flüssigkeit an den Strängen herunter, das ganze Gebilde bauscht sich, ein seltsam seidiges Skelett, von einem Leben durch die Zeit gewoben, zerbrechlich und dennoch bei allen ausgerissenen Stellen belastbar, und wunderschön, den Hüllen jüngster Opfer und den nicht verzehrten Beinen eines toten Liebhabers zum Trotz.

Das Baseballspiel ist zu Ende. Die alten Männer stecken ihre Tabaksbeutel ein und rüsten sich für den Heimweg. Einer schlägt verdrossen auf das Radio. Einige brauchen zwei, drei Versuche, bis sie von den Stühlen aufstehen können. Unten am Pier tritt Joe Dill, ein muskulöser, schwarzhaariger Mann in Jeans und einem blauen Drillichhemd aus der Kabine eines Fischerboots, wirft einen Schraubenschlüssel hin und sagt aufschauend »Scheißel!« zum Himmel. Der Parkplatz hinter dem Dill Building leert sich, die Autos verlassen die Stadt in östlicher Richtung, einige machen einen Abstecher zum Club Le Bon Chance. Pelikane überqueren den Wellenbrecher in einer Reihe, zuerst flügelschlagend, dann gleitend, schreiben sie einen Satz rätselhafter schwarzer Silben an

den wolkenverhangenen Himmel. Ein Kranich stolziert in ägyptischer Haltung durch schmutzige Untiefen. Flußuferläufer wuseln über den unebenmäßigen Streifen braungelben Strands westlich des Piers. Mit ihren Wänsten und nach hinten gelegten Köpfen bleiben sie stehen und posieren wie pompöse kleine Professoren. Ein metallicroter Camaro Z-28 gibt auf der Monroe Gummi, und ein kahler Mann, der eines der Geschäfte in den Backsteinhäusern betrachtet, runzelt die Stirn und schüttelt den Kopf. Eine zierliche, runzlige Dame in einem Kleid mit Spitzenkragen tippelt mit ihrem Gehstock auf dem Bürgersteig entlang; sie ist auf dem Rückweg von Dill's Liquors und hat einen Wochenvorrat Wodka in der Einkaufstasche. Zwei Teenagermädchen, die heimlich einen Joint in der Gasse zwischen der Spielhalle und der Bank rauchen, sehen ihr mit ernsten Mienen nach; als sie außer Sichtweite ist, wechseln sie Blicke und brechen in Kichern aus.

Irgendwo bellt ein Kettenhund wie verrückt.

Die Jahre kreisen, teilen sich, zersplittern in Tage. Die Tage fließen ab wie Regen an einer Fensterscheibe.

Die Dämmerung rückt näher.

22. Juni – 6:66 Uhr abends

Ein weiterer dunstiger Abend, das Arschende eines weiteren wertlosen Tages. Vida Dumars, die auf ihrer Veranda stand, sah die Große Wolke des Daseins vom Golfstrom hereinschweben und ihren Schatten über die Stadt werfen. Sie erkannte sie an den Neun Formen, die sich aufbauten und in den ausgefransten Rändern verschwanden. Das einzige andere Mal, als die Wolke auftauchte, vor elf Jahren, als sie selbst gerade achtzehn wurde, war sie aus Grail weggelaufen, um in New Orleans das Leben eines wilden Kindes zu führen, um mit dem Hexer Clifford Marsh zusammenzuleben, daher wertete sie dieses erneute Auftauchen als Zeichen dafür, daß eine Veränderung über ihr Leben kommen würde. Das machte Vida Angst. Veränderung wollte sie auf gar keinen Fall, schon gar nicht, wenn sie zu der Form von Mißbrauch führte, die sie durch Marsh kennengelernt hatte. Sie hätte gern die Tür der Hütte zugemacht und so getan, als wäre die Wolke weitergezogen. Aber das wäre schlichtweg töricht gewesen, und auch wenn Vida mit Sicherheit verwirrt, möglicherweise sogar verrückt war, hatte sie alles Törichte hinter sich gelassen, als sie nach Grail zurückkehrte. Sie betrachtete die unebene Unterseite der Wolke und suchte nach einem Hinweis, der ihr etwas über die bevorstehende Veränderung verraten könnte. Grollen über ihr. Ein Fleck messingfarbenen Lichts, das im Westen durch die Wolkendecke schien. Aber keine brauchbaren Hinweise. Nach fast einer Stunde ging sie linkisch vor Grauen und Depressionen ins Haus und machte sich etwas zu essen.

Die Wolke verschwand schließlich nach Nordosten und zog ein dunkles Laken voller Sterne hinter sich her. Vida ging auf einem schmalen Weg, der zwischen Zwergpalmen, Akazien und Bambusstauden dahinmäanderte, durch die Büsche hinter der Hütte

Richtung Thalia's Pond und einem Schwimmausflug. Der Teich wurde von gewaltigen, von Dickichten umringten Eichen überschattet, Mantelblume und blühendes Unkraut säumte seine Ufer. Dunkelheit quoll aus Lücken zwischen den Bäumen hervor. Die Stille von Zikaden und Fröschen, Flüstern des Windes. Glanz des Sternenlichts polierte die Wasseroberfläche. Als sie eintauchte, hatte sie das Gefühl, als hätte sie einen Saum in einem seltsam durchlässigen schwarzen Mineral aufgeschlitzt, das sich ohne eine Welle über ihr geschlossen hatte und zu schwarzem Stein geworden war. Es überraschte sie immer wieder, daß sie zur Oberfläche zurückkehren konnte. Als sie ihr langes kastanienrotes Haar schüttelte, ergossen sich Diamanten von den nassen Spitzen. Das Wasser kribbelte noch wegen den lebendigen Atomen des Dämons, den eine Nanigohexe hier vor einem Jahrhundert aufgelöst hatte. Vida fragte sich, ob er sie spüren, ob sie ihm Lust bereiten konnte. Wenn das Wasser sie manchmal wie ein Handschuh umhüllte, enger als das Wasser des Golfs, war sie sicher, daß sie es konnte. Manchmal bereitete ihr allein dieser Gedanke dieselben Wonnen wie ein Mann.

Sie schwamm unter dem gerade aufgegangenen Mond dahin, der aussah wie die silbernen Splitter eines geborstenen Spiegels, die jemand zwischen dem Laub festgeklebt hatte. Gedanken kamen ihr bildergleich, und sie schwebte inmitten von ihnen und beschwor alte Freunde herauf. Einst schienen sie Verkörperungen ihrer Bedürfnisse zu sein. Komplexe Accessoires ihrer Lust. Jetzt besaßen sie den simplen Charakter antiker Statuen für sie, abgelegte und verlassene Mysterien, gleich von Reben der Umstände umrankte Friedhofsstatuen, deren Marmor von den ausgebrannten Adern kranker Begierde verunziert wurde. Aber sich selbst sah sie immer noch so wie in ihrer Jugend. Ein wenig beschädigt und reichlich verwirrt, aber immer noch klar und begierig, ein Verlangen in Blut und Brüsten und Zunge. Halb glaubte sie, daß die Zeit für sie langsam und für alle anderen schnell verlief, sie durch das Limbo schleifte, das sie in ihrem Kielwasser erzeugte, sie in die Schatten und nicht ins grelle Zentrum des Lebens beförderte,

und sie wußte nicht, ob das gut oder schlecht war. Derlei Gedanken machten sie schwermütig, brachten den Motor ihres inneren Gleichgewichts ins Stottern. Sie mußte schwimmen, damit sie nicht unterging, und schoß mit der metronomgleichen Präzision eines Aufziehspielzeugs über den Teich hin und her. Belastete das Herz, die langen, geschmeidigen Muskeln. Sie kam sich vor wie in einem Tunnel, nahm eine Handvoll des schwarzen Wassers und schleuderte es hinter sich, sich selbst vorwärts. Hin und her. Berührte das Ufer und wendete. Kam gerade auf Touren, bis sie wieder wenden mußte. Licht funkelte in ihren Augen.

Als sie mit Schwimmen fertig war, legte sie sich zum Trocknen auf einen flachen Stein am Südende des Teichs. Der Mond leckte sie mit seiner kalten Zunge, ein Grashalm nickte und kitzelte sie am Oberschenkel. Sie war groß und langbeinig, fast einsfünfundsiebzig, mit schlanker Taille und breiten Hüften und einer blassen, sommersprossigen Haut, bei der man an die Schalen von Eiern auf dem Bauernhof denken mußte, und oberhalb der Wölbung ihrer Brüste waren die Sommersprossen am dichtesten. Die Art von Körper, den Kerle mit offenen Mündern aus an Ampeln wartenden Autos angafften, ihre Beifahrer anrempelten und sagten, daß sie die nicht von der Bettkante schubsen würden, und dann irgendeinen Wahnsinn über Mösen riefen und ganz schnell wegfuhr. Ihre Gesichtszüge waren markant – zu markant, würden ihre Verunglimpfer sagen, als daß man sie schön nennen konnte –, und die Pupillen ihrer dunkelbraunen Augen hoben sich klar wie Zielscheiben vom Weiß ab. Die statuengleiche Makellosigkeit ihres Körpers und der maskenhafte Stoizismus ihres Gesichts hatten etwas Einschüchterndes. Es war, als würde sie ein Schönheitsideal verkörpern, nicht die zierliche Eigenheit und Wärme der Schönheit selbst. Marsh hatte sie Prinzessin genannt – das war kein Kosenamen, sondern diente nur dazu, sie vom Rest seines Harems abzugrenzen und der Tatsache Rechnung zu tragen, daß die meisten, die sie ansahen, sie als anmaßend und kalt betrachteten. Diese Vida ist vielleicht eine Eigenbrötlerin, sagten sie, eine richtig verstockte Schlampe. Und doch hegten sie auch den na-

genden Verdacht, daß sie zu gut für sie sein, daß das Schicksal sie für etwas Besonders auserkoren haben könnte. Sie konnten sie in einem Atemzug lieben und hassen und wurden durch den Eindruck von Kraft und Ruhe, den sie von ihr hatten, derartig aus der Fassung gebracht, daß ihnen erst zurückblickend aufging, wie wunderschön sie war. Aber der Eindruck war ganz und gar irreführend. Vida war weitaus schöner als stark. Sie hatte den größten Teil ihrer Stärke darauf verwendet, sich von Marsh zu trennen. Im günstigsten Fall war sie zappelig, neigte zu Angstzuständen und wurde jede Nacht von Träumen heimgesucht. Sie glaubte fest, daß Marsh sie durch diese Träume zwang, die Jahre zu erleben, die ihr Los gewesen wären, wäre sie bei ihm in New Orleans geblieben und hätte seinen Mißbrauch weiter hingenommen. Ihr Leben war zu einem einzigen Versuch geworden, diesen Träumen standzuhalten, und der Kampf fiel mit jedem Tag schwerer.

Als sie trocken war, sammelte sie ihre Kleidungsstücke ein und machte sich auf den Heimweg, zog sich aber gar nicht erst an, weil sie die warme Luft auf der Haut genoß. Thalia's Pond hatte einen schlechten Ruf. Niemand hielt sich nach Einbruch der Dunkelheit dort auf ... abgesehen von den Kindern der Guidrys, deren ganze Familie aber ebenfalls splitterfasernackt herumlief. Sie dachte sich, daß man dort nicht übertrieben entrüstet sein würde, sollte man sie zufällig sehen. Nach dem Schwimmen war die Niedergeschlagenheit von ihr abgefallen, das Zirpen der Grillen und Zikaden machte sie glücklich. Ebenso wie die federleichten Berührungen der Zwergpalmen, die schattenhaften Tore des Bambus. Aber als sie eine Biegung des Weges erreichte, hatte sie plötzlich das Gefühl, als würde der Mond, der im Rhythmus ihrer Schritte über den Baumkronen dahinhüpfte, ihr tatsächlich folgen. Sie stieß ein Lachen aus und versuchte, das Gefühl zu verdrängen, aber das Lachen klang so unsicher, daß sie erschrak. Sie ging schneller. Palmwedel raschelten in einem Wind, der ganz unvermittelt aufkam; die Akazien neigten sich zu ihr herunter, und der blauschwarze Sternenhimmel senkte sich so behäbig langsam wie ein einstürzendes Zirkuszelt auf sie herab. Als wäre die Stimmung der Nacht

plötzlich umgeschlagen, als wäre sie wütend geworden, weil jemand heimliche Stätten besucht hatte. Unbehagliche Kälte breitete sich in Vidas Bauch aus. Ihr war, als würden Spinnen ihre Wirbelsäule hinaufkrabbeln. Sie drehte den Kopf von einer Seite zur anderen. Im Norden, auf einem Hügel, schien eine abgestorbene Mooreiche mit knotigen Armen und Astgabelhänden aus dem Nichts hochzuspringen und brannte ihren Umriß in Vidas Gehirn ein. Marsh, sagte sie zu sich, das ist Marsh. Doch dann dachte sie, nein, es ist nur der Wind, nur die Nerven. Dennoch ging sie schneller und tat so, als würde sie das Rascheln und Flüstern nicht hören. Die Büsche redeten über sie und verbreiteten gemeine Lügen. Links von ihr ein Rascheln. Etwas bewegte sich parallel zum Weg. Sie rannte mit pfeifendem Atem. Kleidungsstücke fielen aus ihren Armen. Büsche hieben peitschend nach ihren Brüsten, ihren Armen; Wurzeln schnellten hoch und schnappten nach ihren Knöcheln. Etwas, möglicherweise ein Insekt, summte an ihrem Ohr vorbei, verfang sich im Haar, und das erfüllte sie mit größerer Panik als alles andere. Sie stellte sich einen winzigen geflügelten Teufel vor, der sich zwischen den feuchten Strähnen hindurchzwängte, um sich in ihren Schädel zu bohren und zu brüten. Sie zerrte an der Kopfhaut, fuhr mit den Fingern durch das Haar, wollte ihn herausreißen. An der Stelle, wo der Weg in eine sandige, ovale, von Bambus gesäumte Lichtung überging, verlor sie stolpernd das Gleichgewicht und fiel bäuchlings hin.

Sie drehte sich mit einem Schrei um, der ihr im Hals stecken blieb, und war überzeugt, daß etwas Monströses aus dem Dickicht hervorbrechen würde. Nichts, nichts, nichts. Mondlackierte gelbe Zweige und Laub hingen schlaff herab. Der Wind hatte nachgelassen, das Rascheln aufgehört. Die Lichtung schien sich um sie herum geschlossen zu haben. Bambusschatten fielen auf höckerförmigen Sand und Gras. Die Stille machte ihr ebenso große Angst wie der Tumult. Wenn sie einen Muskel bewegte, würden Wind und Rascheln erneut anfangen. Sie lag auf den Ellbogen, hatte die Knie halb angezogen, und wartete auf ein Zeichen, daß es jetzt in Ordnung wäre, wenn sie sich aufrappelte und weglief, daß die

Nacht ihr vergeben hatte. Dann wuchs einer der Bambusschatten unmittelbar vor ihr in die Länge. Zentimeter für Zentimeter dehnte er sich über den Boden aus. Sie betrachtete ihn mit der entsetzten Faszination von jemandem, der wie hypnotisiert eine Kobra in einem Korb sich aufrichten sieht. Zuerst wollte sie es nicht glauben. Zu sehr erinnerte es sie an ihre Träume. Und doch gab es keinen Zweifel. Da kroch er Stück für Stück näher. Eine schwarze Röhre aus Schatten, die sich direkt zwischen ihre Beine bewegte. Sie sah den größten Bambusstamm, einen leuchtend goldenen Zylinder, aus der Masse herausragen und länger und dicker werden. Je heller er erstrahlte, desto schwärzer der Schatten. Sie wußte, was passieren würde, und ihre Angst brannte so sehr, daß sie glaubte, sie könnte aufstehen. Aber das war ein Trugschluß. Ihre Stärke floh, ihre Willenskraft war dahin. Sie konnte nicht einmal den Kopf drehen oder blinzeln, nur zitternd zusehen. Ihr Verstand glich einem Stein, ihr Denken einer Ader heißer Farbe, die darin wirbelte. Der Bambusschatten wurde länger, sein Ende verschwand in den Schatten ihrer Knie. Dann berührte er sie. Zögerte. Die Berührung, die Nervosität, die sie auslöste, gaben Vida das Gefühl, als wäre ihr Schädel bis zum Rand mit einer siedenden Flüssigkeit gefüllt worden, die gleich überlaufen würde. Ihre Hüften verrieten sie, ein Reflex, und zuckten vorwärts. Ihre Angst war jetzt so intensiv, die Erwartung so rein, daß es Lust gleichkam. Dann drang der Schatten ein, zuerst langsam. Und bohrte sich schließlich tief hinein. Kalt ... Herrgott, er war so kalt. Schwer und schmerzhaft wie kaltes Eisen und bemüht, sich ganz hineinzuzwängen, aber einen Moment zurückhaltend, genau wie ein Mann. Kälte tötete alle Geräusche, raubte ihren Gliedmaßen die Kraft. Sie fiel gepfählt nach hinten und wirbelte mit Klauenhänden Sand hoch. Sie hatte die Hüften angehoben, die Kälte breitete sich in ihr aus, so daß sie Stoßbewegungen machte und nachgab. Der Schatten glitt hinein und hinaus und peitschte ihre Hüften. Etwas riß in ihr, und sie dachte: Er bringt mich um. Sie wäre fast dankbar gewesen – es war ohnehin zu schwer, zu leben. Aber dann wurde ihr klar, daß das Reißen nicht der Tod war. Das

reißende Gefühl stieg in Wogen aus ihrer Mitte empor, von einer Stelle, die schon so lange niemand mehr berührt hatte ... seit Marsh nicht mehr. Und das war der grausamste Schmerz, das Wissen, daß er sie immer noch haben konnte, daß sie immer noch auf seinem Pfahl zuckte. Sie konnte den Mond sehen. Ohne Gesicht, ohne Augen. Aber er sah sie, das gehörte dazu. Und auch die Bäume. Sie schrien auf und äfften Wonne nach. Sie biß sich fest auf die Lippen, damit sie nicht in ihren Chor einstimme. Jede Woge trug sie hoch empor und zog sie dann unter den Horizont des Bewußtseins zurück, von grellem Licht in Schwärze und Brennen. Der Himmel vollendete seinen Einsturz, die Sterne wurden zu Glühwürmchen, die in ihrem Haar glommen. Sandkörner pieksten sie in die Pobacken, Grashalme klebten an ihren Schenkeln. Die Welt kippte zur Seite. Sie erklimmte die letzte Welle, fiel von ihrem Rand herab. Sie kämpfte dagegen an, aber die Welle war zu übermächtig. Gott. Die schwarze Sonne. Der Sturz. Krämpfe der Lust, Zuckungen. Das Beste, das man in der Hölle erwarten durfte. Blut floß um einen Pfahl der Schatten herum. Einen Augenblick war sie vollendet, verharrte zwischen den Dingen und der Nichtschöpfung, zu Licht und Dunkelheit emporgehalten, eine Opfergabe. Und dann keuchte sie im Stich gelassen, an einem Ort gestrandet, an dessen Namen und Einzelheiten sie sich nicht erinnern konnte. Sand rieselte zwischen ihren Fingern durch, die sie langsam entspannte.

Nach einer Weile setzte sie sich auf.

Alles sah verstreut aus, als hätte vorher eine Ordnung existiert. Ein heillooses Chaos aus Unkraut und Vogelkot und plattgedrückten Bierdosen. Der Bambus hatte sich von der Lichtung zurückgezogen. Die Schatten sahen nicht mehr so klar umrissen aus, der Mond war ohnmächtig.

Eine verdammte Närrin war sie. So unmittelbar vor dem St. John's Eve im Fleisch des Teufels schwimmen zu gehen.

Marsh, dachte sie, und mobilisierte neuerlichen Haß gegen ihn, weil sie fürchtete, sie würde nicht glauben können, daß er die Schuld trug, und sich die Schuld weiterhin selbst geben. Sie sprach

seinen Namen aus, immer und immer wieder, bis ihr schien, als würde sie seinen schwarzen Samen ausspucken.

»Bitte«, sagte sie, »bitte ... jemand muß mir helfen.« Und haßte sich für diese Schwäche. Er war subtil, er ließ ihr niemals etwas, woran sie sich festhalten konnte, er wollte, daß sie an sich selbst zweifelte. Ihr war zum Weinen zumute, aber sie weigerte sich verstockt, dem Impuls nachzugeben. Ihr war kalt. Nicht so sehr wie eben, aber immer noch genug.

Schließlich stand sie auf, ging den Weg zurück und sammelte ihre Kleidungsstücke ein. Sie zog die Jeans und das karierte Hemd an, knüllte ihr Höschen zu einer Kugel zusammen. Sie schlüpfte in ihre Turnschuhe. Immer noch kalt. Sie spitzte die Ohren, lauschte den Fröschen und Zikaden. Jetzt, da der Wind nachgelassen hatte, konnte man das Wasser des Golfstroms plätschern hören. Es schien, als wüßte sie mehr als vorher, als wäre ihr ein geheimes Wissen zuteil geworden. Aber wenn sie es greifen wollte, fand sie nur das Übliche. Vida Dumars hat eine Vergangenheit, besitzt ein Restaurant und lebt allein, ein Rätsel für alle, die ihr begegnen. Das faßte sie zusammen. Das zusammengeknüllte Bündel der Jahre, mit Schmutz in den Falten. Sie brauchte geheimes Wissen, mit dem sie sich von Marshs Einfluß lösen konnte. Vielleicht Erlösung, ein zuckender Anfall vor einer staunenden Kirchengemeinde, ein Loch, das ihr ins Gehirn geschossen wurde, damit der Balsam Gottes hineinströmen konnte. Keine Sorgen mehr, wenn man Jesus Christus das Ruder übernehmen ließ. Irgendwas. Miss Sedele unten im Le Bon Chance hatte ihre eigenen Vorstellungen, was dieses Irgendwas sein sollte, aber auch wenn sie schon Schlimmeres getan hatte als mit einer anderen Frau das Bett zu teilen, war sie noch nicht bereit, nach diesem speziellen Strohalm zu greifen.

Der Wind fuhr wieder zischelnd durch die Palmwedel, schüttelte den Bambus, ließ die Schatten erschauern. Er schien das Zittern der Sterne zu verstärken. Strähnen von Vidas inzwischen trockenem Haar wehten ihr über das Gesicht. Ihre Wangen waren gerötet, die Haut zwischen den Schulterblättern kribbelte. An den

Zweigen ihres Wesens trieben frische, empfindliche Knospen aus und nahmen hier und da verstohlene Bewegungen wahr. Sie warf einen Blick hinter sich, zur Seite, und lief eilig Richtung Hütte.

Was, zum Teufel, hatte sie sich gedacht? Einfach so herumzusteigen und so zu tun, als wäre nichts geschehen?

Nach einer Weile beruhigte sie sich und achtete darauf, wohin sie ging. Heute nacht wollte sie nicht allein sein, sie brauchte Menschen um sich herum, auch wenn es nur die Freaks und Nietens waren, die ihre Partner rüber ins Le Bon Chance schleppten. Marsh würde sie nicht mehr leiden lassen. Jetzt nicht. Sie gehörte ihm, und er genoß die Tatsache, daß sie ihm gehörte, so sehr, daß er sie nicht zu weit treiben würde. Auf seine Weise war er rücksichtsvoll.

Für diese Nacht jedenfalls war ihre Affäre zu Ende.

Sie können dieses Buch bei Ihrer Buchhandlung bestellen, oder direkt beim Verlag. Benutzen sie dazu folgenden Link: www.edition-phantasia.de